

Irène Némirovsky

Jesabel

Roman

*Aus dem Französischen von
Eva Moldenhauer*

Knaus

Eine Frau begab sich zur Anklagebank. Sie war noch schön, trotz ihrer Blässe und ihrer verstörten, erschöpften Miene; nur die fein geformten Lider waren welk vor Tränen, und der Mund war eingefallen, aber sie wirkte jung. Ihr Haar verbarg sich unter dem schwarzen Hut.

Mechanisch griff sie mit beiden Händen an ihren Hals, wo sie vermutlich die Perlen des langen Colliers suchte, das ihn einst geschmückt hatte, doch ihr Hals war nackt. Die Hände zögerten; langsam und traurig krümmte sie ihre Finger, und die atemlose Menschenmenge, die alle ihre Bewegungen verfolgte, ließ ein dumpfes Murmeln vernehmen.

«Die Herren Geschworenen wollen Ihr Gesicht sehen», sagte der Vorsitzende. «Nehmen Sie Ihren Hut ab.»

Sie nahm ihn ab, und wieder starrten alle Blicke auf ihre nackten, vollkommenen kleinen Hände. Ihre Zofe, die in der ersten Zeugenreihe saß, beugte sich unwillkürlich vor, als wollte sie ihr zu Hilfe kommen, dann wurde sie sich wieder der Gegenwart bewußt; verwirrt errötete sie.

Es war ein kalter und grauer Pariser Sommertag. Der Regen rann an den hohen Fenstern herab; die alten Tafelungen, die vergoldeten Kassetten an der Decke und die roten Roben der Richter wurden von einem fahlen, gewittrigen Licht beleuchtet. Die Angeklagte betrach-

tete die ihr gegenüberstehenden Geschworenen, dann den Saal, in dem sich in jeder Ecke Menschentrauben sammelten.

Der Vorsitzende fragte:

«Ihre Namen und Vornamen? ... Wo wurden Sie geboren? ... Ihr Alter?»

Keiner hörte das Murmeln, das den Lippen der Angeklagten entwich. Im Saal flüsterten Frauen:

«Sie hat geantwortet ... Was hat sie gesagt? ... Wo wurde sie geboren? ... Ich habe es nicht gehört ... Wie alt ist sie? ... Man hört nichts!»

Ihr Haar war blond, blaß und duftig; ihre Kleidung schwarz. Eine Frau sagte leise: «Sie sieht sehr gut aus» und seufzte vor Behagen wie im Theater.

Das stehende Publikum konnte die Anklage nur schlecht hören. Die Mittagszeitungen, die auf der ersten Seite die Gesichtszüge der Angeklagten und die Schilderung des Verbrechens wiedergaben, gingen von Hand zu Hand.

Die Frau hieß Gladys Eysenach. Sie war angeklagt, ihren zwanzigjährigen Liebhaber, Bernard Martin, ermordet zu haben.

Der Vorsitzende begann mit dem Verhör:

«Wo sind Sie geboren?»

«In Santa-Paloma.»

«Das ist ein Dorf an der Grenze zwischen Brasilien und Uruguay», sagte der Vorsitzende zu den Geschworenen. «Wie ist Ihr Mädchenname?»

«Gladys Burnera.»

«Wir werden hier nicht über Ihre Vergangenheit sprechen ... Ich meine, über Ihre Kindheit und Ihre frühe Jugend, da Sie sie mit Reisen in ferne Gegenden

verbrachten, wo zum Teil gesellschaftliche Umwälzungen stattgefunden haben, so daß es nicht möglich war, die üblichen Nachforschungen anzustellen. Deshalb müssen wir, was diese ersten Lebensjahre betrifft, hauptsächlich auf Ihre eigenen Erklärungen zurückgreifen. Vor dem Untersuchungsrichter haben Sie erklärt, daß Sie die Tochter eines Reeders aus Montevideo sind und daß Sie, da Ihre Mutter, Sophie Burnera, Ihren Vater zwei Monate nach ihrer Heirat verlassen hat, fern von ihm geboren wurden und ihn nie gekannt haben. Ist das richtig?»

«Das ist richtig.»

«Ihre Kindheit haben Sie mit vielen Reisen verbracht. Und wie es in Ihrem Land üblich ist, haben Sie sehr früh geheiratet, fast noch als Kind; Ihren Ehemann, den Bankier Richard Eysenach, haben Sie 1912 verloren. Sie gehören jener umherschweifenden, kosmopolitischen Gesellschaftsklasse an, die keine Bindungen hat und nirgendwo zu Hause ist. Nach Ihren Angaben haben Sie sich seit dem Tod Ihres Gatten in Südamerika, Nordamerika, Polen, Italien, Spanien und anderen Ländern aufgehalten ... Ungerechnet die zahlreichen Kreuzfahrten auf Ihrer Yacht, die Sie 1930 verkauft haben. Sie sind unermeßlich reich. Ihr Vermögen stammt einerseits von Ihrer Mutter, andererseits von Ihrem verstorbenen Ehemann. Vor dem Krieg haben Sie des öfteren in Frankreich gelebt, wo sie seit 1928 Ihren ständigen Wohnsitz haben. Von 1914 bis 1915 wohnten Sie in der Nähe von Antibes. Dieses Datum und dieser Ort muß traurige Erinnerungen in Ihnen wecken: Dort ist 1915 Ihre einzige Tochter gestorben. Nach diesem Unglück wurde Ihr Leben noch unste-

ter ... Sie hatten zahlreiche Liebschaften, die sich im Klima der Nachkriegszeit, das solchen Abenteuern Vorschub leistete, rasch wieder auflösten. Schließlich lernten Sie 1930 bei gemeinsamen Freunden den Grafen Aldo Monti kennen, der einer alten und sehr angesehenen italienischen Familie entstammt. Er bat sie, ihn zu ehelichen. Die Heirat wurde beschlossen, nicht wahr?»

«Ja», sagte Gladys Eysenach leise.

«Ihre Verlobung war quasi offiziell. Plötzlich haben Sie sie rückgängig gemacht. Aus welchen Gründen? ... Sie wollen nicht antworten? ... Vermutlich wollten Sie weder auf Ihr freies, unbeständiges Leben noch auf die mit dieser Freiheit verbundenen Annehmlichkeiten verzichten. Ihr Verlobter wurde Ihr Liebhaber. Ist das richtig?»

«Das ist richtig.»

«Von 1930 bis Oktober 1934 ist uns keine andere Liebschaft bekannt. Sie sind dem Grafen Monti vier Jahre lang treu geblieben. Dann ist durch Zufall derjenige in Ihr Leben getreten, der später Ihr Opfer werden sollte. Es war ein junger Mann von zwanzig Jahren, Bernard Martin, von sehr bescheidener Herkunft, unehelicher Sohn eines ehemaligen Oberkellners. Dieser Umstand, der Ihren Stolz verletzte, war zweifellos der Grund, warum Sie lange Zeit, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, Ihre Beziehungen zu dem Opfer geleugnet haben. Bernard Martin, Student der Literaturwissenschaft an der Universität von Paris, wohnhaft in der Rue des Fossés-Saint-Jacques, zwanzig Jahre alt, hat es demnach verstanden, Sie zu verführen, Sie, eine Frau von Welt, eine sehr schöne, reiche, umschwärmte Frau. Antworten Sie ... Sie sollten sich ihm mit einer wahr-

haft sonderbaren, wahrhaft skandalösen Schnelligkeit hingeben. Sie sollten ihn verderben, ihm Geld geben und ihn schließlich töten. Und für dieses Verbrechen müssen Sie heute einstehen.»

Langsam preßte die Angeklagte ihre zitternden Hände zusammen; die Fingernägel drückten sich in die blasse Haut. Die farblosen Lippen öffneten sich mühsam, doch kein Wort, kein Ton kam über sie.

Der Vorsitzende fragte noch einmal:

«Sagen Sie den Herren Geschworenen, wie Sie ihm begegnet sind ... Sie wollen nicht antworten?»

«Er ist mir eines Abends gefolgt», sagte sie schließlich mit leiser Stimme. «Es war im letzten Herbst. Ich ... ich erinnere mich nicht an das Datum ... Nein, ich erinnere mich nicht», wiederholte sie mehrmals verstört.

«Dem Untersuchungsrichter haben Sie das Datum des 12. Oktobers genannt.»

«Das ist möglich», murmelte sie, «ich erinnere mich nicht mehr ...»

«Hat er Ihnen ... Anträge gemacht? ... So antworten Sie doch ... Ich verstehe, daß es Ihnen peinlich ist. Sie sind ihm noch am selben Abend gefolgt.»

Sie stieß einen matten Schrei aus:

«Nein! Nein! Das ist falsch! ... Hören Sie ...»

Sie sagte ein paar erstickte Worte, die niemand verstand, und verstummte dann.

«Sprechen Sie», sagte der Vorsitzende.

Noch einmal wandte sich die Angeklagte den Geschworenen und der Menge zu, die sie gierig betrachtete. Sie machte eine müde, verzweifelte Handbewegung und seufzte schließlich:

«Ich habe nichts zu sagen ...»

«Dann ... beantworten Sie meine Fragen, Angeklagte. Sie haben sich geweigert, ihn an jenem Abend zu erhören, sagen Sie? ... Am nächsten Tag, dem 13. Oktober, haben Sie ihn, wie die Untersuchung nachweisen konnte, in seiner Wohnung in der Rue des Fossés-Saint-Jacques aufgesucht. Ist das richtig?»

«Ja», sagte sie, und das Blut, das ihr, während sie antwortete, in die Wangen gestiegen war, floß langsam zurück; sie war leichenblaß und zitterte.

«Sie hatten also die Gewohnheit, junge Männer, die Sie auf der Straße ansprachen, auf diese Weise zu erhören? ... Oder fanden Sie diesen besonders verführerisch? ... Wollen Sie nicht antworten? ... Sie haben den Schleier Ihres Privatlebens zerrissen. In diesem Schwurgerichtssaal, einem öffentlichen Ort, muß alles offengelegt werden.»

«Ja», sagte sie matt.

«Sie sind also zu ihm gegangen. Und dann? ... Haben Sie ihn wiedergesehen?»

«Ja.»

«Wie oft?»

«Ich erinnere mich nicht.»

«Gefiel er Ihnen? Liebten Sie ihn?»

«Nein.»

«Warum haben Sie ihm dann nachgegeben? Aus Verderbtheit? ... Aus Angst? ... Fürchteten Sie eine Erpressung? ... Als er tot war, wurde bei ihm nicht die geringste Spur eines Briefes von Ihnen gefunden. Haben Sie ihm oft geschrieben?»

«Nein.»

«Fürchteten Sie Indiskretionen? Hatten Sie Angst,

Graf Monti könnte diese Sinnesverwirrung, dieses schändliche Abenteuer zu Ohren kommen? Ist es so? ... Hat Bernard Martin Sie geliebt? Oder verfolgte er Sie aus Eigennutz? Sie wissen es nicht? ... Kommen wir nun zum Geld. Um das Andenken Ihres Opfers nicht zu beschmutzen, haben Sie diesen Umstand nicht erwähnt, der nur durch Zufall während der Ermittlungen zutage kam. Wieviel Geld haben Sie Bernard Martin im Laufe Ihrer kurzen Beziehung gegeben? ... Sie dauerte genau vom 13. Oktober 1934 bis zum 24. Dezember desselben Jahres. Der unglückliche Junge wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1934 ermordet. Wieviel Geld hat er in diesen zwei Monaten von Ihnen erhalten?»

«Ich habe ihm kein Geld gegeben.»

«Doch. Es wurde ein von Ihnen unterschriebener und auf seinen Namen ausgestellter Scheck über fünftausend Francs mit dem Datum von 15. November 1934 gefunden. Dieses Geld wurde am nächsten Tag eingelöst. Wir wissen nicht, wofür es verwendet wurde. Haben Sie ihm noch mehr Geld gegeben?»

«Nein.»

«Es wurde ein weiterer Scheck wiederum über fünftausend Francs gefunden ... Das scheint ein Tarif zu sein ... Aber er ist nie eingelöst worden.»

«Ja», murmelte die Angeklagte.

«Schildern Sie uns jetzt das Verbrechen ... Ja? Schließlich ist es weniger schwierig, darüber zu sprechen, als es zu verüben. In jener Nacht, der Weihnachtsnacht letzten Jahres, haben Sie um halb neun Uhr abends Ihre Wohnung zusammen mit Graf Monti verlassen. Sie haben mit ihm im Restaurant, bei Ciro's,

gegessen. Sie wollten den Abend mit gemeinsamen Freunden beenden, den Perciers, mit Henri Percier, dem derzeitigen Minister, und seiner Frau. Alle vier sind Sie in ein Nachtlokal tanzen gegangen, wo Sie bis drei Uhr morgens geblieben sind. Ist das richtig?»

«Ja.»

«Sie sind mit Graf Monti nach Hause gefahren, der sich an der Tür Ihres Hotels von Ihnen verabschiedet hat. Dem Untersuchungsrichter haben Sie gesagt, Sie hätten, als der Wagen vor Ihrer Wohnung anhielt, Bernard Martin erblickt, der sich in der Nische einer Einfahrt verbarg. So war es doch, nicht wahr? ... Hatten Sie sich für diese Nacht mit ihm verabredet?»

«Nein. Ich hatte ihn seit einiger Zeit nicht gesehen ...»

«Wie lange genau?»

«Etwa zehn Tage.»

«Warum? Wollten Sie sich von ihm trennen? Sie antworten nicht? Als Sie ihn an jenem Dezembertag auf der Straße erblickten, was hat er Ihnen da gesagt?»

«Er wollte hereinkommen.»

«Und dann?»

«Ich habe abgelehnt. Er war betrunken. Das sah man. Ich hatte Angst. Als ich die Tür öffnete, bemerkte ich, daß er mir folgte. Er ist hinter mir in mein Zimmer gekommen.»

«Was hat er Ihnen gesagt?»

«Er hat mir gedroht, alles ... Aldo Monti zu verraten, den ich liebte ...»

«Sie hatten eine merkwürdige Art und Weise, ihm Ihre Liebe zu zeigen!»

«Ich liebte ihn», wiederholte sie.

«Und dann?»

«Ich habe Angst bekommen. Ich habe ihn angefleht. Er hat sich über mich lustig gemacht. Er hat mich weggestoßen ... In diesem Augenblick hat das Telefon geläutet. Nur Aldo Monti konnte mich um diese Uhrzeit anrufen ... Bernard Martin hat den Hörer in die Hand genommen. Er wollte antworten. Ich ... ich habe meinen Revolver aus meiner Nachttischschublade neben meinem Bett genommen. Ich habe geschossen ... Ich wußte nicht mehr, was ich tat.»

«Wirklich? Das ist der klassische Satz aller Mörder.»

«Und doch ist es die Wahrheit», sagte Gladys Eysenach mit leiser Stimme.

«Nehmen wir es einmal an. Was ist passiert, als Sie wieder zu Bewußtsein gekommen sind?»

«Er lag leblos vor mir. Ich wollte ihn wiederbeleben, aber ich habe gleich gesehen, daß es zwecklos war.»

«Und dann?»

«Dann ... Meine Zofe hat die Polizei gerufen. Das ist alles.»

«Wirklich? Und als die Polizei kam und das Verbrechen entdeckt wurde, da haben Sie es offen zugegeben, nicht wahr?»

«Nein.»

«Was haben Sie gesagt?»

«Ich habe gesagt», antwortete Gladys Eysenach mit ersticker Stimme, «daß ich gerade nach Hause gekommen sei und daß ich, als ich mich im Waschraum auszog, ein Geräusch gehört hätte, daß ich die Tür geöffnet und einen Unbekannten erblickt hätte.»

«Der sich über Ihren Schmuck hermachte, nicht

wahr, Ihren Schmuck, den Sie, als Sie sich entkleideten, auf dem Frisiertisch hatten liegen lassen?»

«Ja, so ist es.»

«Diese Lüge hätte wahrscheinlich klingen können», sagte der Vorsitzende zu den Geschworenen gewandt, «denn aufgrund ihres Vermögens und ihrer gesellschaftlichen Stellung war die Angeklagte über jeden Verdacht erhaben. Doch zu ihrem Unglück trug die Angeklagte, als die Beamten eintrafen, noch ihren Hermelinmantel, ihr Abendkleid und all ihren Schmuck ... Schon am nächsten Tag wurde sie vom Untersuchungsrichter vernommen ... Ich zögere nicht, diese Aussage als Paradebeispiel zu bezeichnen. Sie ist sehr schön. Zwar ist sie grausam, das will ich nicht leugnen, aber sehr schön. Man sieht, wie diese Frau den Boden unter den Füßen verliert, sich in Widersprüche verwickelt, aus der Fassung gerät, lügt, widerruft. Sie schwört, und mit welch aufrichtigem Ton, daß Bernard Martin nie ihr Geliebter gewesen sei, sie versichert es entgegen jedem Augenschein, jeglicher Logik. Sie weint, sie fleht, und am Ende gesteht sie. In einer knappen, geschickten Analyse bedrängt sie der Untersuchungsrichter mit Fragen und rekonstruiert schließlich ihr leider ach so banales Abenteuer ... Diese alternde Frau, von der Jugend jenes Knaben, vom Kitzel des Unbekannten, des Abenteuers angezogen, vielleicht sogar von den bescheidenen Verhältnissen des Geliebten ... wer weiß? Sie, die der Liebhaften ihres Ranges vermutlich überdrüssig war ... sie gibt sich ihm hin, will sich wieder fangen, glaubt mit der Arroganz einer reichen Frau, daß der Liebhaber bezahlt worden sei, daß er sich mit diesem Almosen zufriedengeben und aus ihrem Leben verschwinden

werde. Doch ihre Schönheit, ihr Ansehen haben sich dem jungen Mann, der bisher nur Kellnerinnen oder kleine Prostituierte gekannt hat, wohl unvergeßlich eingepägt ... Er verfolgt sie, droht ihr ... Sie bekommt Angst und tötet. Diese Aussage ist wirklich bewegend. Bei jeder Frage des Richters versucht die Frau zuerst, sich herauszuwinden, gesteht dann, antwortet: Ja, ja ... Dieses Wort kehrt immer wieder. Sie erklärt nichts. Sie schämt sich. Sie kommt um vor Scham, wie jetzt, meine Herren Geschworenen! Aber der Hergang ihrer Tat, den man ihr vor Augen führt, ist so wahr, so einleuchtend, so logisch, daß sie sich nicht verteidigen kann. «Ja», antwortet sie immer wieder, und schließlich «ja» auf die so schwer wiegende Frage: Hat sie vorsätzlich getötet? Danach hat sie widerrufen, als sie die Tragweite dieser Antwort begriff. Sie behauptet, in einem Augenblick der Verwirrung getötet zu haben ... Dabei haben Sie, Angeklagte, Ihr ganzes Leben zugebracht, ohne eine Waffe zu besitzen, und nun gehen Sie, kaum drei Wochen nachdem Sie Bernard Martin kennengelernt haben, zu einem Waffenhändler, und seitdem ist dieser Revolver Ihr ständiger Begleiter. Ist das richtig?»

«Er lag in einer Schublade neben meinem Bett.»

«Warum hatten Sie ihn gekauft?»

«Ich weiß nicht ...»

«Sonderbare Antwort. Sagen Sie die Wahrheit! Dachten Sie daran, Bernard Martin zu töten?»

«Nein, ich schwöre es», sagte sie mit bebender Stimme.

«Für wen war er denn dann bestimmt? Für Sie selbst? ... Für Graf Monti? Auf den Sie angeblich eifersüchtig waren? Für eine Rivalin?»

«Nein, nein», murmelte die Angeklagte und barg ihr Gesicht in ihren Händen, «man soll mich nicht weiter verhören, ich werde nichts mehr sagen ... Ich habe alles gestanden, alles, was man hören wollte! ...»

«Gut! Wir schreiten nun zur Anhörung der Zeugen. Gerichtsdienner, bringen Sie den ersten Zeugen herein.»

Eine Frau trat ein. Über ihr olivfarbenedes Gesicht rannen Tränen; man sah ihre verstörten Augen glänzen, die von der Anklagebank zur roten Robe der Richter wanderten. Draußen strömte der Regen; man hörte sein eintöniges Prasseln. Einer der Journalisten, der sich langweilte, kritzelte romantische Sätze auf das vor ihm liegende Blatt Papier: «Der Wind entreißt den goldenen Platanen am Ufer der Seine lange Seufzer.»

«Ihre Namen, Vornamen.»

«Larivière, Flora Adèle.»

«Ihr Alter?»

«Zweiunddreißig.»

«Beruf?»

«Erste Zofe von Madame Eysenach.»

«Sie können nicht vereidigt werden. Ich vernehme Sie kraft meiner freien Verfügungsgewalt. Wann haben Sie Ihren Dienst bei der Angeklagten angetreten?»

«Am 19. Januar werden es sieben Jahre sein.»

«Sagen Sie uns, was Sie über das Verbrechen wissen. Ihre Herrin sollte in jener Nacht in Gesellschaft des Grafen Monti Weihnachten feiern?»

«Ja, Herr Vorsitzender.»

«Hat sie Ihnen gesagt, wann sie zurückkäme?»

«Ziemlich spät, hat sie mir gesagt. Sie hat mir verboten, auf sie zu warten.»

«Kam das öfter vor? Oder haben Sie gewöhnlich auf sie gewartet?»

«Einen Monat zuvor war ich krank gewesen, und ich fühlte mich noch sehr schwach. Madame war nicht wie die meisten Herrinnen; sie schonte ihr Personal. Sie sagte mir mit großer Güte: <Sie plagen sich zu sehr, meine arme Flora. Ich verbiete Ihnen aufzubleiben. Ich werde mich allein ausziehen.>»

«Schien sie Ihnen an jenem Abend wie sonst zu sein? Weder nervös noch unruhig?»

«Nur traurig ... Sie war oft traurig. Mehr als einmal habe ich sie weinen sehen.»

«Glauben Sie den Grund dafür zu kennen?»

«Sie war eifersüchtig auf den Herrn Grafen.»

«Fahren Sie fort.»

«Madame ist weggegangen, und ich habe mich schlafen gelegt; mein Zimmer ist auf derselben Etage, von Madames Zimmer durch einen Flur getrennt. Ich bin vom Läuten des Telefons aufgewacht. Ich erinnere mich, daß durch die Vorhänge das Morgengrauen hindurchschien; es muß vier oder fünf Uhr früh gewesen sein. Manchmal rief der Herr Graf an, wenn Madame zurückkam. Wahrscheinlich wollte Madame sicher sein, daß er, nachdem er sich von ihr verabschiedet hatte, gleich nach Hause ging. Denn oft rief sie ihn sofort an, unter dem Vorwand, noch einmal seine Stimme zu hören. Ich hörte also das Telefon läuten, aber niemand antwortete. Das hat mich beunruhigt, ich ahnte ein Unglück. Ich bin aufgestanden, bin auf den Flur gegangen und habe gelauscht. Ich habe die Stimme meiner Herrin gehört und die eines Mannes, und fast gleich darauf einen Schuß.»

«Was geschah dann?»

«Ich hatte wahnsinnige Angst. Ich bin zum Schlafzimmer geeilt, aber dort ... ich weiß nicht, warum ich nicht wagte hineinzugehen. Ich habe an der Tür gehorcht. Kein Laut, kein Seufzer war mehr zu hören, gar nichts. Ich habe die Tür aufgemacht und bin eingetreten. Ich werde es nie vergessen ... Madame saß auf dem Bett, noch völlig angekleidet, mit ihrem großen Hermelinumhang, ihrem Abendkleid, ihrem Schmuck. Sie wurde von einer kleinen Lampe über dem Frisiertisch beleuchtet. Sie weinte nicht. Ihr Gesicht war bleich und erschreckend. Ich rufe sie, ich ziehe sie am Arm, ich schreie: «Madame! ... Madame! ...» Sie scheint nichts zu hören. Endlich sieht sie mich an und sagt: «Flora, ich habe ihn getötet ...» Der erste Gedanke, der mir in diesem Moment durch den Kopf gegangen ist, war, daß sie ihren Freund getötet hatte ... daß sie sich mit dem Herrn Grafen gestritten und in einem Augenblick der Verwirrung geschossen hatte. Ich schaue mich um. Ich war so aufgeregt und das Zimmer war so schlecht beleuchtet, daß ich zuerst nur eine schwarze Masse auf dem Boden gesehen habe, als hätte man einen Haufen Kleider aufs Parkett geworfen. Ich mache Licht, ich sehe in einer Ecke das Telefon, das heruntergefallen war, und daneben den Revolver. Dann habe ich einen ausgestreckt daliegenden Mann bemerkt. Heilige Jungfrau, ich beuge mich vor, ich traue meinen Augen nicht. Es war nicht der Herr Graf, sondern ein junger Mann, den ich noch nie gesehen hatte ...»

«Sie waren dem Opfer noch nie begegnet, weder in der Wohnung Ihrer Herrin noch außerhalb?»

«Nie, Herr Vorsitzender.»

«Hat die Angeklagte jemals seinen Namen in Ihrer Gegenwart ausgesprochen?»

«Niemals, Herr Vorsitzender, ich habe seinen Namen nie gehört.»

«Was taten Sie, als Sie die Leiche des unglücklichen jungen Mannes entdeckt haben?»

«Ich dachte, daß er vielleicht noch atmet, und habe es Madame gesagt. Sie ist aufgestanden und hat sich neben mich gekniet. Sie hat den Kopf dieses ... Bernard Martin ... hochgehoben und ihn einige Augenblicke in ihren Händen gehalten. Sie hat ihn angeschaut, ohne etwas zu sagen, ohne sich zu rühren, und es war ja auch nichts zu machen. Ein wenig Blut rann aus seinem Mundwinkel. Er schien sehr jung zu sein, schlecht ernährt; er war mager, hohlwangig, und seine Kleider waren naß, als wäre er lange draußen gewesen. Es regnete in jener Nacht. Ich habe gesagt: «Da ist nichts zu machen. Er ist tot.» Madame hat nicht geantwortet. Sie schien sich nicht satt zu sehen an ihm. Sie hat ein Taschentuch aus ihrer Handtasche geholt. Sie hat den Mundwinkel des Toten abgewischt, das Blut und den Schaum, die aus seinem Mund herausflossen. Sie hat tief aufgeseufzt und mich angesehen, als ob sie aufwachte ... Schließlich ist sie aufgestanden und hat zu mir gesagt: «Benachrichtige die Polizei, arme Flora ...» Dieses Duzen ... dieses ... ich kann gar nicht sagen, wie mich das berührt hat. Es war, als hätte Madame verstanden, daß sie jetzt niemand mehr hatte, und als ob sie mich ein wenig als Freundin ansah. Und da habe ich gesagt: «Das ist ein Einbrecher, nicht wahr? ...»»

«Glaubten Sie das wirklich?»

«Nein, das glaubte ich nicht. Ich muß die Wahrheit

sagen, nicht wahr? ... Aber ich konnte nicht glauben, daß Madame, die zu allen immer so sanft, so gütig war, grundlos jemand hat töten können ... Ich dachte, daß er ihr viel Leid angetan haben mußte, daß es ein Erpresser war, der ihr drohte.»

«Ihre Anhänglichkeit ehrt Sie. Dennoch hätte sie Sie nicht dazu verleiten dürfen, der Angeklagten zu einer kindischen Lüge zu raten, die ihre Lage nur verschlimmern konnte. Was hat die Angeklagte geantwortet?»

«Nichts. Sie hat das Zimmer verlassen. Sie hat ein paar Schritte im Flur gemacht ... Sie rang die Hände, wie jetzt ... Dann ist sie in mein Zimmer gegangen und hat sich auf mein Bett geworfen. Sie hat sich nicht mehr gerührt, bis die Polizei gekommen ist. Es war kalt. Ich wollte eine Decke über ihre Beine legen. Und ich habe gemerkt, daß sie schlief. Sie ist erst aufgewacht, als die Polizisten gekommen sind. Das ist alles.»

«Haben Sie Fragen an die Zeugin, meine Herren Geschworenen? Herr Staatsanwalt?»

Der Staatsanwalt fragte:

«Mademoiselle Larivière, mit einer Treue, die Ihnen alle Ehre macht, haben Sie sich bemüht, uns die Angeklagte als eine sanfte, gütige, von ihren Dienstboten geliebte Frau zu schildern. Das will ich nicht in Abrede stellen. Doch sind Sie diskret über ihre Moral hinweggegangen. Wir wollen hier nicht über die Liebschaften sprechen, deren Spur wir gefunden haben, insbesondere mit einem jungen Engländer, Georges Canning, der 1916 an der Front gefallen ist, oder mit Herbert Lacy, den die Angeklagte 1925 kennenlernte, als sie nach einer langen Abwesenheit nach Paris zurückkehrte. Wir wollen auch deren Vorgänger unerwähnt lassen.

Aber Sie sind seit 1928 im Dienst der Angeklagten. Hatte sie in dieser Zeit nie einen Liebhaber gehabt?»

«Den Grafen Conti.»

«Dieser ist allgemein bekannt. Und außer dem Grafen Conti?»

«Niemand außer dem Herrn Grafen, das würde ich beschwören ...»

«Sie sprechen vermutlich im Konjunktiv?»

«Ich verstehe nicht ...»

«Lassen wir das. Können Sie mit Bestimmtheit sagen, daß Ihre Herrin vor dem Grafen Conti niemals in ihrem Leben einen Liebhaber hatte?»

«Sie hat sich mir nicht anvertraut.»

«Ich verstehe. Aber sagten Sie nicht zu einer Freundin, daß Madame – ich zitiere Ihre Worte – dem Herrn Grafen sehr zugetan sein müsse, so sehr, daß Sie aufgehört habe, hinter Männern herzusein. Haben Sie das gesagt?»

«Ja, das heißt ...»

«Haben Sie es gesagt, ja oder nein?»

«Ja, Madame hatte vor dem Herrn Grafen Liebhaber gehabt, aber sie war doch frei, Witwe und kinderlos.»

«Möglich. Dennoch darf uns die Verteidigung die Angeklagte hier nicht als unbescholtene Frau vor Augen führen, die einem Halunken in die Hände gefallen sei. Ich werde beweisen, und die Herren Geschworenen haben es sicher verstanden, daß Gladys Eysenach keine Anfängerin war und daß es erstaunlich erscheinen mag, daß dieser Knabe, Bernard Martin, sie so sehr in Panik versetzen konnte, daß sie einen Mord beging. Die Angeklagte stellt sich als Opfer hin. Wissen wir denn, ob nicht Bernard Martin in doppelter Hinsicht das Opfer

dieser Frau gewesen ist? Bernard Martin, meine Herren Geschworenen, den man hier zu entehren versucht, indem man ihn als wer weiß welchen Gigolo oder kleinen Zuhälter präsentiert, war ein anständiger, fleißiger Junge. Nichts berechtigt dazu, schmutzige Vermutungen über ihn zu äußern! Das Opfer, das sich auf sein Examen der Literaturwissenschaft vorbereitete, führte im Quartier Latin ein überaus bescheidenes Leben und wohnte in einem kleinen Zimmer in einem dritt-klassigen Hotel. Nach seinem Tod fand man bei ihm lediglich eine Summe von vierhundert Francs. Schlichte Kleider, keinen Schmuck. Ich frage Sie: Ist dies die Lebensweise eines von einer reichen Frau geliebten Gigolos, der sie mit ständigen Drohungen bedrängte? Wissen Sie, ob nicht diese Frau, die im Bewußtsein ihrer Schönheit, ihres Vermögens, ihres gesellschaftlichen Ansehens, ob nicht diese Frau, die Sie, meine Herren Geschworenen, hier vor sich sehen, diesen Knaben umgarnt hat, um ihn zu verderben, bevor sie ihn tötete? Diese Kurtisanen der vornehmen Gesellschaft können gefährlicher sein als die anderen, weil sie schöner und beschlagener sind! Entlarven wir die Heuchelei, die darin besteht, diese Frauen zu glorifizieren und all unsere Verachtung den Dienerinnen der käuflichen Venus vorzubehalten! Diejenigen, von denen ich spreche, diese Gladys Eysenachs, benötigen die Seele und das Leben ihrer Liebhaber! ... Die Angeklagte hat Graf Monti zum Narren gehalten! Sie hat mit den Gefühlen dieses Ehrenmannes ihr Spiel getrieben, da sie nicht zögerte, ihn mit einem unbekanntem jungen Mann zu betrügen! ... Sie hat sich einen Spaß daraus gemacht, Bernard Martin den Kopf zu verdrehen. Aber das Spiel

Irène Némirovsky
Jesabel



Irène Némirovsky

Jesabel

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0282-4

Knaus

Erscheinungstermin: August 2006

VON DER SUCHT NACH JUGEND UND SCHÖNHEIT. UND VON DEN LEBENSLÜGEN EINER FRAU.

Eine Frau, lebenslang getrieben von der verzehrenden Gier geliebt zu werden, die der Illusion ewiger Jugend nachjagt und dafür sogar die eigene Tochter opfert – nach »Suite française« ein frühes Meisterwerk der wieder entdeckten französischen Erzählerin Irène Némirovsky, erstmals in deutscher Übersetzung.

An einem Sommertag im Jahre 1935 steht in Paris eine elegante ältere Frau vor Gericht. Sie soll ihren 20-jährigen Liebhaber ermordet haben. Die Menge der Schaulustigen ist groß, denn Gladys Eysenach ist keine Unbekannte, sondern eine der schönsten, reichsten und begehrtesten Frauen ihrer Zeit. Ohne Zögern gesteht sie die Tat. Ein Raunen geht durch den Saal. Wie konnte aus dieser kultivierten Dame eine Mörderin werden? In der Rückschau wird Gladys Eysenachs Leben erzählt. Auf einem Ball begegnen dem fröhlichen, attraktiven und lebenslustigen Mädchen zum ersten Mal die Blicke der Männer. Sie spürt die wohlige Lust, begehrt zu werden. Schon bald wird sie süchtig nach Männern, die ihr zu Füßen liegen. Sie berauscht sich an der Macht und genießt die kurzen Augenblicke der Eroberung. Doch ihre Begierde wächst immer weiter, ist unstillbar.

Die Jahre vergehen, und Gladys unternimmt alles, um jung und schön zu bleiben. Ängstlich sieht sie ihre Tochter Marie-Thérèse heranwachsen, hält sie klein, damit kein verräterischer Hinweis auf das wahre Alter der Mutter nach außen dringt. Immer stärker werden die Selbsttäuschungen. Unsicherheit und Panik nisten sich ein. Den Wunsch ihrer Tochter, heiraten zu dürfen, wehrt sie hysterisch ab. Als Marie-Thérèse ihr mitteilt, dass sie sich heimlich verlobt hat und schwanger ist, kommt es zum endgültigen Bruch. Mit allen Mitteln versucht Gladys, die persönliche Schmach eines Enkelkinds zu verhindern. Jahre später wird sie von einem Studenten auf der Straße angesprochen. Und ihr perfekt konstruiertes, zeitlos junges Leben gerät von einem Tag auf den anderen ins Wanken.



[Der Titel im Katalog](#)